

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 24.

Berlin, Sonnabend den 24. Februar

1844.

Belgien.

Ueber den Belgischen Nachdruck.

Es ist weltbekannt, mit welcher Unverschämtheit der belgische Nachdruck die Schätze seiner Nachbarn plündert; es ist nicht minder bekannt, daß alle Verhandlungen, ihn zu unterdrücken oder auch nur zu beschränken, bis jetzt fruchtlos geblieben sind. Die Revue des deux Mondes hat die Erscheinung nebst ihren Gründen kürzlich einer ausführlichen Untersuchung unterworfen, deren Ergebnis wir hier mittheilen wollen.

Vom ausländischen Nachdruck.

Die Sicherheit des materiellen Eigenthums und die des geistigen stehen beim ersten Anblick in einem seltsamen Widerspruche. Das materielle Eigenthum ist ohne Rücksicht auf politische Verhältnisse in allen christlichen Staaten gesetzlich anerkannt, so daß derselbe Mensch feste und fahrende Habe in zwanzig Ländern zugleich besitzen kann und von zwanzig Gesetzgebungen zugleich geschützt wird: während der Dichter, der Historiker, der Philosoph, dessen Schriften das Herz erheben und die Grenzen des geistigen Gebietes erweitern, nur innerhalb der engen politischen Grenzen seines Landes die Früchte seiner Anstrengung sammeln darf. Der schiffbrüchige Fremde wird nicht mehr ausgeplündert; nur die Literatur hat noch ihr Strandrecht.

Man kann sich verwundern, daß die gebildeten Völker, welche den großen Schriftstellern doch so viel verdanken, ihnen nicht eben so gut durch gegenseitige Verträge allgemeinen Schutz gewährt haben wie den Regern. Dennoch läßt sich der Grund dieses auffallenden Mißverhältnisses erklären. Theoretisch nämlich mißbilligt gewiß ein Jeder den ausländischen Nachdruck, in praktischer Hinsicht aber glaubt ihn Mancher verteidigen zu müssen. Denn wo diese Art von Nachdruck ihre Werkstätten aufgeschlagen hat, erscheint sie als eine thätige inländische Industrie und hat den großen Haufen derjenigen auf ihrer Seite, welche die inländische Gewerbsthätigkeit glauben auf alle Weise befördern zu müssen, geschähe es selbst auf Kosten der ganzen übrigen Erde. Das darf uns auch nicht überraschen, denn durch die maßlose Konkurrenz ist jeder Fabrikant eigentlich ein wenig Nachdrucker geworden. Wer die Geheimnisse eines ausländischen Verfahrens erstiebt, wird als Beförderer des Kunstfleißes gepriesen, und wer den Stempel einer berühmten fremden Fabrik auf seine Erzeugnisse setzt, gilt für einen braven Bürger. So bleibt der Fremde ewig ein Feind, ungeachtet der tiefste politische Friede herrscht.

Es giebt kein Volk, was vom literarischen Raube an seinen Nachbarn frei wäre. Die verschiedenen italienischen Staaten üben den Nachdruck ungehindert gegen einander; in Deutschland ist es erst seit wenigen Jahren durch Preußens Bestrebungen anders geworden. Die beiden bedeutendsten Literaturen, die französische und die englische, haben eben deshalb auch am meisten zu leiden. Die englischen Bücher werden in Leipzig, in Paris und besonders in den Vereinigten Freistaaten nachgedruckt, und der Verlust ist sehr bedeutend, denn Europa ist dem englischen Buchhandel wegen seiner hohen Preise fast unzugänglich, Amerika aber mit sechzehn Millionen englischer Leser wird von den Freistaaten aus versehen. Frankreich jedoch hat seit Ludwig XIV. bis auf die Gegenwart am meisten von dem europäischen Nachdruck gelitten. Der Charakter desselben wechselte zu verschiedenen Zeiten, und es wird für unseren Zweck nicht unnütz seyn, diese Verwandlungen überflüchtig zusammenzufassen.

Geschichte des Nachdrucks französischer Bücher.

So lange die absolute Monarchie in Frankreich regierte, war die Literatur einer drückenden Vormundschaft unterworfen, deren Joche sie sich irgendwie zu entziehen strebte. Damals begann der Nachdruck in Holland, dem Lande der Freiheit. Dort erschienen alle die Pamphlete, durch welche kühne Denker jener Zeit die gewagteren Schläge der Voltaireschen Philosophie vorbereiteten. Der Herausgeber aber, welcher ein Originalwerk gedruckt hatte, machte sich kein Gewissen daraus, auch ein anderes in derselben fremden Sprache geschriebenes Buch nachzudrucken, und merkwürdiger Weise gewährte die Priorität des Verbrechens dem Nachdrucker nach dem holländischen Gesetze Eigenthumsrecht. Es waren übrigens die berühmten Elzevire, welche den französischen Nachdruck allein an sich rissen. Sie thaten es jedenfalls mit dem besten Gewissen, da die öffentliche Meinung damals eine solche Industrie noch nicht brandmarkte. Wenigstens schätzten sie die Meisterwerke, die aus ihren

vorzüglichen Pressen hervorgingen, ihres inneren Gehaltes wegen hoch und trugen nicht wenig zur Verbreitung französischer Ideen in Europa bei.

Dieser große Hebel europäischer Popularität, der holländische Nachdruck, beförderte den Ruhm Voltaires außerordentlich, und Voltaire wußte ihn auch so gewandt zu benutzen, daß sein französischer Verleger oft der Nachdrucker des ausländischen war. Wenn damals der Nachdruck einzelnen Schriftstellern einen materiellen Verlust verursachte, so wurde dieser doch durch den moralischen Dienst reichlich aufgewogen, den er der in Frankreich unterdrückten Denkfreiheit gewährte.

Diese erste Periode des Nachdrucks französischer Bücher endigt mit der absoluten Monarchie. Die Republik und das Kaiserreich waren für ihn sehr ungünstig, ja er schien bereits für immer verschwunden, als Napoleon über ganz Europa gebot. Doch war es nicht sowohl der mächtige Arm des Eroberers, welcher ihn niederhielt, als der zerstörende Einfluß seines Despotismus auf die Entwicklung des Gedankens. Die wenigen Schriftsteller, welche sich damals wie einzelne Palmen in der Wüste erhoben, hätte Napoleon, der abgesezte Feind aller Ideologen, vielmehr ohne sonderliches Mißbehagen durch den Nachdruck der Früchte ihrer verhaßten Arbeit beraubt gesehen.

So geschah es, daß sich gerade mit der wiederbeginnenden geistigen Bewegung in Frankreich auch der Nachdruck wieder erhob. Chateaubriand wurde sein erstes Opfer. Ein Buchhändler war unverschämt genug, ihm die ersten Exemplare seiner nachgedruckten Romane Atala und René zuzuschicken, als er gerade durch Brüssel reiste. Die persönlichen Bemühungen Ludwigs XVIII. beim Könige der Niederlande fruchteten nichts. Der belgische Nachdruck wurde besonders befördert durch den steigenden Preis der französischen Bücher, durch die literarische Bewegung während der Restauration und durch die Aufmunterung des Königs Wilhelm.

Die Verleger, welche sich in Brüssel niederließen, waren meistens mittellose Fremde. Doch genühten einige Jahre, um ihre Werkstätten zu sichern und ihrer Konkurrenz ein nachdrückliches Gewicht zu geben, so sehr kamen ihnen die Blüthe der neuen französischen Literatur und die hohen Preise der Pariser Buchhändler zu Statten. Die Unterstützung König Wilhelms that das Uebrige. Der Nachdruck erfreute sich, so wie alle anderen neu aufblühenden Fabriken, seiner besonderen Günst, ja man will wissen, daß er ihm Hülfsgelder aus seiner eigenen Chatouille gewährt habe. Doch wäre es ungerathen, zu behaupten, der König habe dies aus Vorliebe für den Nachdruck selbst gethan, vielmehr glauben wir, da ihm, ungeachtet seines entschiedenen Charakters, der Ruhm, für den constitutionellsten König Europa's zu gelten, sehr am Herzen lag, daß er damit weniger eine Beeinträchtigung der französischen Literatur beabsichtigt habe, als eine Beförderung der von den Bourbonen angefeindeten liberalen Ideen. Deshalb war während seiner Regierung das Pariser Verzeichniß verbotener Bücher zugleich auch fast das Verzeichniß des belgischen Nachdrucks.

Als aber mit der Juli-Revolution und dem Verluste Belgiens für König Wilhelm die Ursache wegfiel, welche den ausländischen Nachdruck in gewisser Hinsicht nothwendig gemacht hatte, als er sich mithin durch nichts mehr entschuldigen konnte, da erstieg er erst die höchsten Stufen seiner Entwicklung. Der Grund davon ist leicht zu finden. Ein funfzehnjähriger Schuss hatte ihn in den Besitz aller möglichen Vortheile gesetzt, als gerade die große Bewegung im Jahre 1830 ausbrach, welche ganz Europa berührte. Während der fünf ersten Jahre der neuen Regierung war die französische Literatur äußerst fruchtbar und in ganz Europa gesucht. Da griffen die Brüsseler Häuser fleißig zu und erlangten eine wahre kommerzielle Bedeutung, und wie es bei kaufmännischen Speculationen von zweifelhaftem moralischen Charakter zu gehen pflegt, panzerten sie ihre Brust mit Forzens aes triplex; mit größter Kaltblütigkeit druckten sie auch die Grobheiten und Beschimpfungen nach, die ihnen in französischen Büchern zu Theil wurden. Wir glauben nicht, daß es jemals die Absicht der belgischen Regierung war, den Nachdruck zu schüpfen, aber die Presse war seit der Revolution so zügellos geworden, daß die Nachdrucker bei dem geringsten Eingriff in ihre vermeintlichen Rechte ohne Bedenken die Constitution für gefährdet erklärten und dadurch die besten Absichten der Regierung vereitelt haben würden. Selbst die katholische Partei hütete sich, den Nachdruck anzugreifen, so sehr dies auch in ihrem Interesse gelegen hätte. Die Unterdrückung des Nachdrucks in Belgien war so lange unmöglich, als man in derselben eine Frage der inneren Politik sehen konnte. Man mußte abwarten, bis sie, was gegenwärtig der Fall seyn kann, eine einfache Geschäftsfrage geworden war, über welche sich die Parteien nicht mehr täuschen konnten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Behandlung der Wahnsinnigen im Bicêtre.

(Schluß.)

Der Wille eines Menschen, so stark er auch war, hätte nicht hingereicht, ein solches Projekt auszuführen, wenn die Staatsgewalten ihm nicht zu Hülfe gekommen wären. Es war in den letzten Monaten des Jahres 1792; Pinel, der seit einiger Zeit zum Oberarzt von Bicêtre ernannt worden, hatte schon mehrere Male, aber vergebens, um die Autorisation nachgesucht, den Gebrauch der Ketten, womit man die rasenden Irren belastete, abzuschaffen. Die neue Republik glaubte überall die Tyrannei mit ihren finsternen Umtrieben zu sehen. Es ging das Gerücht, daß Royalisten sich unter den Irren im Bicêtre verborgen hielten, und daß sie ihre Freiheit unter Ketten gelegt, um die Aufsicht der Regierung leichter zu täuschen. Pinel, der sich in seinem Gewissen rein fühlte, trotz diesen leeren Gerüchten und begiebt sich selbst auf das Pariser Stadthaus; hier wiederholt er seine Klagen mit neuer Wärme und fordert im Namen der Menschheit die Reform der Behandlung, welche auf den Geisteskranken lastet. „Bürger“, sagt ihm ein Mitglied der Kommune, „ich werde dir morgen im Bicêtre einen Besuch abstatten; aber wehe dir, wenn du uns täuschest und wenn du die Feinde des Volks unter deinen Wahnsinnigen verbirgst.“ Das Mitglied der Kommune, das so sprach, war Couton. Am anderen Tage kommt er nach Bicêtre; Couton will selbst die Irren sehen und verhören; man führt ihn in ihr Quartier, aber er hört nichts als gräßliche Flüche und das eiserne Geräusch der Ketten auf den feuchten, widrigen Dielen. Obgleich durch die Ereignisse an düstere Scenen gewöhnt, schrak doch Couton, der das Brüllen der Emeuten gehört, vor diesen Stimmen und Gestalten des Wahnsinns zurück. Bald ermüdet von der schrecklichen Monotonie dieses Schauspiels und der Vergeblichkeit seiner Nachforschungen, wandte sich der Repräsentant der Kommune an Pinel: „Bürger, bist du selbst verrückt, daß du diese Löwen, die stets bereit sind, ihre Ketten zu zerreißen, loslassen willst?“ — „Bürger“, antwortete Pinel, „man hat sie zu Rasenden gemacht, indem man sie als solche behandelte: ich wage, von ganz anderen Mitteln viel zu hoffen.“ — „Gut, mache mit ihnen, was du willst; ich fürchte nur, daß du von ihnen zerrissen wirst.“ Als Pinel so freien Spielraum bekommen, setzte er seine Ansichten ins Werk, und bald bot das Bicêtre einen anderen Anblick. Anfangs selbst nicht ohne Besorgnis über den Charakter dieser schrecklichen Kranken, entschloß er sich, für die erste Probe nur zwölf loszulassen, und nachdem diese Maßregel gelungen war, ließ er die Ketten von dreihundert Rasenden fallen, welche, froh, sich wieder frei bewegen zu können, sich bald beruhigten. Diese Unglücklichen, die jeden Monat Hunderte von hölzernen Näpfen zerbrachen, entsagten ihrer Neigung, zu zerstören; Andere, die ihre Kleider zerrissen hatten und sich in der schmutzigsten Nacktheit gefielen, schienen wieder für Anstand empfänglich zu werden. Man bemerkt noch alle Tage etwas Keckliches in den Heilanstalten; Kranke, die man, wie Mumien, in Fesseln und Püllen eingewickelt, nach der Bandrosschen Anstalt bringt, werden hier sofort von dem Dienstpersonal in Freiheit gesetzt, und, weit entfernt, ihre Wuth zu verdoppeln, scheinen sie vielmehr sich zu bemühen, durch ein gutes Betragen zu zeigen, daß sie den Werth der ihnen wiedergeschenkten Freiheit zu schätzen wissen.

Man blieb nicht bei dieser einen Reform stehen. Zu einer menschlicheren Behandlung gehörte auch ein besserer Aufenthaltsort als der, welchen die Kranken bisher eingenommen. Die alten Gebäude, die Zeugen ihrer Misshandlung, machten gesunden und geräumigen Gebäuden, Baum-Alleen und Badefällen Platz. Die alten Zellen, die für schmutzige Bestien passten und in welchen Einzelne von den Kranken seit dem Anfang der Regierung Ludwig's XIV. geschmachtet hatten, stürzten vor der Bewegung der Ideen zusammen. Das ganze Bicêtre nahm eine andere Gestalt an, besonders das Quartier der Irren, welches bis dahin das häßlichste und vernachlässigteste gewesen war. In der Volkssprache bediente man sich des Beiworts *bicêtreux*, um ein krankes, verunstaltetes Gesicht zu bezeichnen, so unerfreulich war der Anblick dieses düsteren Schlosses, des Central-Depots alles Elends und Jammers. Durch die neuen Bauten hat Bicêtre dieses trostlose Aussehen verloren; die neuen Zellen für die Rasenden bieten einen gleichförmigen Charakter der Einfachheit und Wohlansständigkeit, wie er ihrer Bestimmung angemessen ist; ein Bett von Eichenholz, ein gefädelter Fußboden, zwei Thüren, deren eine auf einen im Winter geheizten Korridor hinausgeht, Mauern, die stets trocken sind, bilden das Innere dieser Zellen, wo die seltener gewordenen Wuthanfälle in einer Absonderung, die nichts Barbarisches an sich hat, allmählig sich beruhigen können. Die Humanität braucht sich nicht mehr das Gesicht zu verbüllen vor den physischen Martern, die man zu den moralischen Leiden dieser Kranken hinzufügte: die Zwangsjacke, ein Kamisol von starker Leinwand, mit langen Ärmeln, die auf dem Rücken des Kranken zusammengebunden werden, macht die Arme und Hände der Rasenden unschädlich, ohne ihnen die Freiheit der anderen Bewegungen, besonders die des Sehens, zu nehmen.

Aber nicht bloß eine bessere Behandlung wurde durch Pinel eingeführt, auch ihre ganze Lebensweise wurde nach einem neuen Prinzip umgestaltet. Pinel kam auf die Idee, daß die Arbeit ein gutes Zerstreuungsmittel des Wahnsinns seyn müsse; doch starb er, ehe er sein Werk vollenden konnte, und seinen Nachfolgern, den Herren Follus und Mallon, war diese Aufgabe vorbehalten. Vielleicht war es nicht ohne Gefahr, Händen, welche nicht mehr von der Vernunft regiert wurden, Arbeitswerkzeuge anzuvertrauen. Doch machte man den Versuch; zuerst wurde eine kleine Zahl von Kranken unter der Aufsicht von Wärtern im Innern der Anstalt mit Erdarbeiten be-

schäftigt. Der Erfolg übertraf die Erwartungen und ermutigte Herrn Mallon, die Arbeit der Wahnsinnigen in größerem Maßstab zu organisiren. Verschiedene Grundstücke, in der Umgegend der Anstalt, die an fremde Hände verpachtet waren, wurden, sobald die Pacht abgelassen war, der Anstalt überlassen. Aber der Zustand der Orte war sehr traurig, die zerfallenen Gebäude drohten von allen Seiten den Einsturz; große Terrainstücke lagen brach, bei anderen setzte die Ungleichheit des Bodens viele Schwierigkeiten entgegen; alles dies nahm unter der fleißigen Hand der Geisteskranken eine andere Gestalt an; die sinkenden Mauern richteten sich wieder auf, die alten Gebäude wurden reparirt, es wurden Schlaffäle, Refektorien und Kellers angelegt. Man fand in dieser Kranken-Kolonie Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Tischler, Schlosser, Maler, kurz alle Klassen von Arbeitern, welche erforderlich sind, um Ruinen in ein bewohnbares Haus umzuwandeln. Wir haben mehrere Stunden hindurch die Arbeiten und Bewegungen dieser Wahnsinnigen beobachtet, vor welchen die frühere Unwissenheit zitterte; wir sahen sie bewaffnet mit Gabeln, Spateln, Spaten, Hacken, Dreschfliegeln: alle diese gefährlichen Arbeitswerkzeuge, die bei der Abwesenheit der Vernunft eben so viele Todeswerkzeuge werden könnten, sind ihrer nützlichen und friedlichen Bestimmung nie entfremdet worden. Nicht ein einziger Unglücksfall hat seit mehr als zehn Jahren daselbst stattgefunden. Es scheint, als ob die Arbeit eine geheime Kraft besitze, wodurch alle ihre Werkzeuge in Händen, die scheinbar am wenigsten dazu gemacht sind, sich ihrer zu bedienen, geheiligt und geheilt werden.

Wir haben mit großem Interesse die Arbeiten der Geisteskranken verfolgt; aber das sind Dinge, die bei einer Beschreibung immer verlieren. Wenn man dieses Volk von Arbeitern im Gehäuge mit dem Bleichen der Leinwand beschäftigt oder eine Walkermühle zur Reinigung der Dedern oder Kleidungsstücke bewegen sieht, so würde man sich eher in einer Fabrik als in einem Irrenhaus zu befinden glauben: so sehr verwandelt die Regelmäßigkeit der Zahl diese armen Wahnsinnigen in ordentliche Arbeiter. Wenn einer von ihnen sich einen Moment vergißt, so besorgen sich seine Kameraden, seinen Fehler wieder gut zu machen und ihn wieder zur Besinnung zu bringen, mit jenem natürlichen Interesse, welches die heilige Gemeinschaft der Arbeit und die Gleichheit des Unglücks dem Menschen einflößen. Jeden Morgen ziehen von Bicêtre mehrere Gruppen von fünfzehn bis zwanzig Individuen nach den verschiedenen Punkten, wo der Anbau des Bodens vor sich geht: die Arbeiter, mit Pflug-Instrumenten versehen, durchwandern ziemlich große Distanzen und widmen sich friedlich den ganzen Tag hindurch dem Ackerbau. Die Entweichungen, obgleich viel leichter auf dem Felde, sind doch hier weniger häufig als im Innern der Mauern von Bicêtre. Diejenigen endlich, welche ihre physische Schwäche oder der Zustand ihrer Vernunft nicht hinauszuweisen gestattet, werden in der Anstalt mit Verfertigung von Seilerarbeiten, Strohhuttreiben, Strumpfwirkerwaren und Kleidern beschäftigt. Die Arbeit ist freiwillig, und die Kranken, weit entfernt, sich dagegen zu sträuben, theilen sich mit einer Art Wettstreit in die verschiedenen Aufgaben, welche ihnen die Langeweile der Zeit zerstreuen sollen. Die Arbeit hat übrigens den Hauptvortheil, den Wahnsinnigen Realitäten gegenüberzustellen und so die schlechte Kette der Ideen zu zerreißen, deren endlose Ringe ihre müßige Phantasie immer aufs neue an einander reihen würde. Jedoch muß man es vermeiden, die Kräfte der Wahnsinnigen in Thätigkeit zu setzen, ohne sie nach einem nützlichen Ziel binzulenken: so hat man die Kranken einer bekannten Anstalt einen Erdstreck umgraben lassen, bloß um ihre Arme zu bewegen; diese zwecklose Bewegung hatte, weit entfernt, den Wahnsinn zu beruhigen, vielmehr die Wirkung, Unordnung und Insubordination hervorzurufen.

Der Wahnsinnige ist ein Mensch, der in und mit sich lebt, statt in und mit der Menschheit zu leben; um ihn zu heilen, muß man das soziale Band, das die Krankheit zerrissen hat, wieder anknüpfen. Gleichwohl scheint es die alte Behandlungsmethode darauf angelegt zu haben, den Kranken immer mehr in sich zu isoliren. Ehemals aßen die Irren von Bicêtre abgesondert in hölzernen Gefäßen, die einen faulen Geruch ausbauchten; dieses schmutzige und einsame Mahl hatte nicht nur den Nachtheil, die Kranken außerhalb der Verbindung mit anderen Menschen zu halten, sondern bewirkte auch einen bedeutenden Verlust an Nahrungsmitteln, in Folge des Ekels, den die Nahrung erregte. Doktor Leuret machte diesem Zustand der Dinge ein Ende, indem er in diesen Haufen von Tollen das Prinzip der Gesellschaft einführte. Es wurde ein Refektorium eingerichtet, reinliche Tische bedeckten sich mit den nöthigen Zurüstungen; wir haben diese Tafel gesehen; jeder Gast hat seinen Teller, seinen Löffel, seine Gabel, seinen zinnernen Becher, der wie Silber leuchtet, und sein Messer; denn man hat sich nicht gescheut, zum gemeinschaftlichen Mahle Messer diesen Händen anzuvertrauen, welche die Arbeitswerkzeuge nicht gemißbraucht haben. Es wurden gleich am ersten Tage achtzig Wahnsinnige ausgewählt und in Gruppen von zehn Individuen getheilt; in jeder Gruppe ernannte Leuret einen Chef, der die Function bekam, seine Tischgenossen zu versammeln, sie in den Speisesaal zu führen, dafür zu sorgen, daß beim Eintreten jeder den Hut abnehme und sich die Hände wasche, und bei Tafel die Honneurs zu machen. Alles dies ging gleich am ersten Tage mit bewundernswürdiger Ordnung vor sich. Man hat es gewagt, die Existenz des gemeinschaftlichen Mahles der Irren von Bicêtre zu leugnen oder nur eine komische Scene darin zu sehen; doch wir haben selbst einem solchen beigewohnt und erklären, daß es kein rührenderes Schauspiel giebt. Es ist höchst anziehend, Wesen, die früher allen sozialen Gefühlen und Pflichten entfremdet waren, ein lebendiges und liebevolles Interesse an einander nehmen zu sehen. Herr Leuret hat keinem Wärter den Zutritt zur Irrentafel gestattet, er hat sogar verboten, daß die Portionen im voraus geschnitten würden, damit Alles ohne scheinbare Autorität vor sich gehe; das beste Mittel, die Hand-

lungen der Wahnsinnigen zur Vernunft zu rufen, ist, sie in Allem wie vernünftige Wesen zu behandeln. Wir glaubten mehr einer Table d'Hôte als einem Diner im Bicêtre beizuwohnen. Jeder Irren-Chef muß den Namen seiner Tischgenossen wissen und darauf sehen, daß Jeder gut bedient werde, und sie behandeln, als hätte er sie zu Tische geladen. Die Vortheile dieses Refektoriums sind unberechenbar; es gehen weniger Lebensmittel verloren, so daß die Verwaltung Ersparnisse macht; die Kranken essen mit mehr Appetit, und endlich werden sie durch diesen gegenseitigen Verkehr wieder an Gesellschaft und Zusammenleben mit Anderen gewöhnt.

Endlich ist nicht bloß für die materielle, sondern auch für eine geistige Beschäftigung der Wahnsinnigen gesorgt worden, damit sie auch in dieser Beziehung dem Zustand und Leben des Normalmenschen immer näher geführt werden. Zu den nützlichsten und merkwürdigsten Einrichtungen, womit das Bicêtre in den letzten Jahren ausgestattet worden, gehört die Gründung von Schulen, in welchen wahnsinnige Individuen, die fast alle den armen und unwissenden Klassen angehören, Unterricht und Zerstreuung finden. In diesen Schulen haben wir das merkwürdige Faktum einer einzigen Fähigkeit beobachtet, die bei gewissen Kranken den Tod aller anderen überlebt. Diese allein übrig gebliebene Fähigkeit scheint sogar die Unthätigkeit des Geistes zu benutzen, um sich ungehemmter auszubilden. Wir sahen in der Abtheilung des Doktor Boissin unter einer großen Anzahl von sehr hübschen Zeichnungen ein Delgemälde von feiner und geistvoller Manier, das unser Erstaunen erregte. Man stellte uns den Maler vor: es war ein blödsinniger junger Mensch von zwanzig Jahren, der zärtlich seine Lippen an den Absatz seines Schuhs drückte. Es ist uns in dem Saal der gelähmten Wahnsinnigen ein anderes unheilbares und dem Tode entgegengehendes Individuum gezeigt worden, bei welchem dieselbe Fähigkeit aus dem allgemeinen geistigen Schiffbruch sich gerettet hat. Es scheint, daß diese wahnsinnigen Künstler blindlings und instinktmäßig zeichnen, als ob eine verborgene Kraft ihre Hand führe: man sieht sie z. B. das Bild eines Löwen beim Schwanz anfassen und bis zum Kopfe fortführen, mit der mechanischen Kraft der schaffenden Natur.

Herr Leuret läßt auch mit Erfolg abwechselnd von den Kranken laut vorlesen. Die interessantesten Stellen sind die, welche die meiste Aufmerksamkeit erregen und welche der Stimme des Lesenden eine mannigfaltigere Betonung vorschreiben. Der komische Dialog zwischen Trissotin und Vadius in den Femmes Savantes verfehlt selten seine Wirkung auf den Geist der Kranken. Von der Lektüre zur Ausführung der Theaterstücke ist nur ein Schritt, der bald gethan war: man spielte also im Bicêtre einige Komödien, als die Plaideurs, Bruais et Palaprat, Bär und Pascha u. a. m. Es war ein neues unerhörtes Schauspiel: ein Stück, das von Narren vor einem Publikum von Narren gespielt wurde. In diesen Räumen, wo das menschliche Elend seit Jahrhunderten den wilden Luxus seiner Leiden und Wunden ausbreitete, unter diesen Gewölben, in welchen bisher nur das rasende Geschrei des Deliriums einen Wiederhall gefunden, hier die schönen Verse Racine's und die Scherze des Herrn Scribe zitiert zu hören, welch ein Ereigniß! Die Schauspieler, obgleich aus den mürrischen Kranken ausgewählt, waren aus Eigenliebe genöthigt, in den Geist ihrer Rollen einzugehen, und spielten dieselben ganz angemessen, während sie zugleich in dieser Uebung eine nützliche Zerstreuung fanden, die sie vom Gegenstande ihres Wahnsinns abzog. Ja, durch diese Darstellung fröhlicher und vernünftiger Menschen wurden sie es zuweilen zuletzt selbst. Wir bewunderten neulich die Wirkung des Theaters auf einen großen Schauspieler der Comédie-Française, der von einer geistigen Krankheit beherrscht wurde, gegen die er seit mehreren Jahren vergebens kämpfte. Monrose betritt die Bretter mitten im Dunkel des Irrens: in dem Moment, wo er auf die Bühne kommt, gewinnt er die ganze Klarheit seines Geistes wieder und giebt die Rolle des Figaro mit wunderbarer Fertigkeit. Am Ende des Stücks, als er von den Bravo's der Zuschauer begleitet in die Coullisse tritt, fällt der Schleier des Wahnsinns von neuem auf diese verdunkelte Intelligenz. Wir könnten tausend Beispiele von Individuen anführen, die seit langer Zeit sich selbst verloren hatten und sich wie durch ein Wunder in der Ausübung eines Kunstwerks oder in einer Gedächtnisthätigkeit wiederfanden. Alle diese Fälle rechtfertigen die Darstellung von Schauspielen in Irrenanstalten. Gleichwohl sind in diesem Augenblick die Aufführungen von Bicêtre suspendirt, wo nicht untersagt. Wir haben die Bretter, die Leinwand, die Decorationen gesehen, aber das Alles bildet nur noch ein Theater ohne Stück und ohne Schauspieler; sie sind zufolge eines Befehls der Administration aufgehoben worden. Es scheint, daß man Besorgnisse gefaßt hat wegen des lustigen Charakters der von Herrn Leuret ausgewählten Stücke und wegen der großen Zahl von fremden Besuchern, die diesen pikanten Wiederholungen beiwohnten. Wir respektiren diese Motive; aber warum hält man so fest daran, daß ein Hospital traurig seyn muß? Wäre es nicht vielmehr besser, die Einsamkeit und Stille dieser Orte, die an sich so wenig Erfreuliches haben, vor den melancholischen Wahnsinnigen zu verbüllen?

Während wir, geführt von dem Doktor Boissin, die Höfe der Anstalt durchwanderten, drang ein Konzertgeräusch zu unseren Ohren. Wir begaben uns in diese musikalische Sitzung. Blinde und Wahnsinnige saßen auf Bänken in einem großen Saal: die Blinden spielten Instrumente, und die Wahnsinnigen begleiteten sie mit der Stimme. Die Letzteren befanden sich bei dieser Uebung sehr wohl: sie verlassen den Saal weniger aufgeregter, weniger mit sich selbst beschäftigt. Die Anwendung der Musik bei der Behandlung des Wahnsinns ist nicht neu; sie geht wenigstens bis auf David hinauf, dessen Zither die Wuth Saul's beschwichtigte. In der neueren Zeit ließ man ebenfalls die Wahnsinnigen von Zeit zu Zeit Musik hören; doch bisher wohnten die Kranken den Konzerten bei, ohne selbst dabei eine Rolle zu spielen. Im

Bicêtre dagegen nimmt ein Drittel der Kranken thätigen Antheil am Gesang, die Uebrigen hören zu: aber Beide zeigen große Aufmerksamkeit. Die munteren und kriegerischen Lieder schienen uns auf die Irren, besonders aber auf die Blödsinnigen, mehr Wirkung zu machen, als die sentimentalischen. Ein berühmter Künstler der Oper ließ sein volles wohlklingendes Organ am Ende des Konzerts in einem tiefen Tenor-Solo hören, ein Organ, das ein unheilbarer Wahnsinn bald für immer verlöschen muß. Wir verließen den Saal mit sanften und traurigen Empfindungen. Ist es übrigens nicht tröstend, die heiteren Töne der Musik in denselben Räumen zu hören, wo ehemals nur das widrige Geräusch der Ketten erscholl? Bicêtre hat noch in diesem Augenblick einen Tanzlehrer und eine Tanzschule: dieser Lehrer ist ein ehemaliger Professor im Zustand des Wahnsinns, den man festnahm, als er Luftsprünge unter den Galerien des Odeons machte, und dessen letzte Fähigkeiten Herr Leuret zum Besten der anderen Kranken ausbeutet. Man könnte jetzt im Bicêtre auf die Thore dieses ehemaligen, jetzt zerstörten und umgewandelten Gefängnisses schreiben, was man vor einem halben Jahrhundert auf den Ruinen der Bastille lag: „Hier wird getanz't“ (Ici l'on danse).

Die von den Zeiten der Unwissenheit und Barbarei in der Behandlung der Irren zurückgelassenen Spuren haben jedoch noch nicht ganz verwischt werden können. Es existirt im Bicêtre ein Sicherheits-Quartier, wo alle gefährlichen Irren wie in ein Gefängniß eingesperrt werden. Einer von ihnen, der seine Geliebte bei einer Untreue ertappte, tödtete sie aus Eifersucht wie Othello, ein Anderer hat seine Frau in kleine Stücke geschnitten, ein Dritter hat zwei Reisende in einer Diligence ermordet. Dieser Letztere behauptet, er sey das Fleisch gewordene Wort: er hat die beiden Reisenden nicht getödtet, sondern sie nur „geprüft“: er allein weiß, was er mit ihnen gemacht hat, und er wird sie, wenn die Stunde gekommen seyn wird, der Welt wieder zeigen. Die Meisten dieser Wahnsinnigen sind von den Gerichten mit strengen Strafen belegt worden. Einige sind sogar aus dem Bagno gezogen worden durch die Medizin, welche ihren abnormalen geistigen Zustand gezeigt und sie so der Ungerechtigkeit der Menschen entzogen hat. Herr Boissin war im Jahre 1828 bei der Abreise der Sträfingsetzete zugegen. Unter diesen Unglücklichen, die man einschmiedete, bemerkte der Doktor einen jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren, der wegen Nothzüchtigung verurtheilt war. Durch seine Beobachtungen daran gewöhnt, den Blödsinn an den äußeren Kennzeichen zu erkennen, findet er bald in diesem jungen Menschen eines jener schwachen und zurückgebliebenen Wesen, die keine moralische Freiheit haben. Er geht zu ihm hin, fragt ihn, richtet verschiedene Fragen an seine Kameraden; die Zweifel des Arztes bestätigen sich. Die Gesellschaft war hier im Begriff, den zu strafen, den sie hätte heilen müssen. Der Doktor Boissin hat die Bagno's und Gefängnisse studirt; es geht aus seinen Erfahrungen hervor, daß die meisten Verbrecher unglücklich geborene Kinder sind, schwache Köpfe mit unglücklichen Geistesanlagen, bei welchen die Intelligenz, die moralischen Gefühle, nicht einmal einen Kampf mit den Trieben eingehen. Wenn aber dieses Gleichgewicht gestört ist, dann verschwindet der Mensch und neigt sich so sehr zum Thier, daß man in seinen Handlungen kaum die Spur eines freien Willens erkennt. Nach Boissin sind unter fünfundzwanzigtausend Sträflingen, welche die Bevölkerung der Bagno's bilden, wenigstens 23,000, welche die Strafe einer mangelhaften Organisation tragen. Er schlägt daher vor, eine Kommission von physiologischen Ärzten einzusetzen, welche die wegen schwerer Verbrechen gefänglich Eingezogenen besuchen und über den Zustand ihrer Intelligenz berichten soll. Diese Untersuchung müßte sogar der des Instruktions-Richters vorausgehen; denn der Letztere hat da nichts zu sehen, wo nicht der Mensch, sondern die Vorsehung gefehlt hat. Wie dem auch seyn mag, die Anwesenheit von Verurtheilten und Sträflingen unter den Irren von Bicêtre ist ein Rest jener alten Unwissenheit, welche alle Begriffe des Bösen vermischte. Lange Zeit ward sogar das Quartier der Irren in dieser Anstalt durch die Nähe der Galeerenflaven, welche ihren Abgang nach dem Bagno erwarteten, und durch die zum Tode verurtheilten, welche man zum Schaffot vorbereitete, beunruhigt. Diese Einrichtung hörte im Jahre 1837 auf, und die Heilanstalt ward von dem Gefängniß befreit.

Lamartine und Lacretelle über Staat und Kirche.

In Paris ist die Rede im Druck erschienen, mit welcher der Professor der Geschichte, Herr Charles von Lacretelle, seine diesjährigen Vorlesungen eröffnet hat. Es ist ihr ein Brief an Herrn von Lamartine über die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche beigelegt. Lamartine nämlich hatte ausgesprochen, die Feststellung dieser Verhältnisse sey ein noch ungelöstes Problem, worauf ihm Lacretelle schreibt, daß er dieses Problem für so ziemlich gelöst halte.

Der Verfasser beweist in seiner Eröffnungsrede, daß sein Gegner die Absicht habe, Staat und Kirche zu einem vollständigen Bruch mit einander zu bestimmen, und legt besonderes Gewicht darauf, daß derselbe seinen Lesern zumuthe, unter der Benennung „Staat“ sowohl Regierungen als Körperschaften zu begreifen, die in ihren Prinzipien und ihrer Geschichte einander völlig entgegengesetzt seyen. Eben so bekämen die Worte: Kirche, Religion, Philosophie nach und nach die verschiedensten Bedeutungen; Kirche z. B. bedeute einmal einen bestimmten Kultus, dann wieder alle Kulte, ein anderes Mal den Glauben in seiner reinsten Geistigkeit, oft aber auch nur den Klerus.

Dem Konkordat, das Napoleon mit Pius VII. abschloß, spendet Herr von Lacretelle alles Lob. In dem Zeitraum von vierzig Jahren, erzählt er

und, hat es Ordnung und Frieden gewirkt; zugleich aber muß er eingestehen, daß der Schöpfer desselben bald zeigte, wie er es nach Willkür auszulegen verstand.

„Der General mit der Kaiserkrone“, sagt Herr von Lacretelle, „zeigte sich früh als einen eifrigen Beschützer der kirchlichen Freiheiten, der einzigen, die er uns gelassen hatte; aber kaum machte er Ansprüche, die ihm weder die vier Artikel der Bossuet'schen Declaration, noch das Konkordat zugestanden, als Pius VII. Widerstand leistete. Nun sah man mit Staunen den Kampf zweier gleich unbeugsamen Willen, zwischen zwei Männern, deren materielle Macht so ungleich war. Nichts freilich war dem Kaiser leichter, als den Papst gefangen nehmen zu lassen und in Fontainebleau zu bewachen; aber ein neues Opfer konnte er ihm nicht erpressen. Derselbe Papst, der trotz des rauhen Winters und seines Alters über die Alpen gekommen war, um den Kaiser zu krönen, weil er in ihm der Kirche einen gehorsamen Sohn zu gewinnen glaubte, zeigte hier die feste Energie eines Dieners des Herrn, der aus der Hinterlassenschaft seines unglücklichen Vorgängers auch die Märtyrerkrone nicht verschmähte. . . . Der unglückliche Ausgang des russischen Feldzugs beendigte den Streit, und dem unbeugsamen Gefangenen verblieb der Sieg.“

Es ist dies ein ziemlich trübseliger Abriß von der Geschichte des Konkordats zur Zeit des Fürsten, der es abgeschlossen hatte. Herr von Lacretelle bemerkt nur noch, daß der Frieden der Kirche vor der Restauration wiederhergestellt worden sey, und sieht darin ein großes Glück; denn, sagt er, wären die Priester erst 1814 nach Frankreich zurückgekehrt, so hätten ihre antinationalen Gesinnungen denen der Emigrirten die Weihe gegeben.

Unser Autor geht rasch über die funfzehn Jahre der Restauration hinweg. Mit einem einzigen Sprunge steht er in der Juli-Revolution und zeigt uns das Konkordat, wie es Kirche, Religion und Klerus vor den Stürmen der drei Tage schützt, denn „es war in die Herzen des Volkes übergegangen.“ Bald, sagt er, ward Alles ruhig, das leichte Gewölk zerfloh, und über die Kirche ergoß sich der heiterste und friedlichste Tag, dessen sie seit lange genossen hatte.

Herr von Lacretelle stellt sich die Frage, welche von beiden Körperschaften jetzt die Initiative und Verantwortlichkeit des Bruches übernehmen würde? Der Staat würde es nicht thun; denn warum sollte er ohne Veranlassung einen Vertrag mit dem Oberhaupt der Kirche, d. h. mit einer auswärtigen Macht, verletzen? Nach dem Verfasser nämlich ist auch die Befoldung des Klerus eine Staatsschuld und ihre Einstellung ein Bankrott. Auch die Geistlichkeit würde es nicht thun, und damit in Uebereinstimmung, sagt auch der Univers, das bekannte Organ des katholischen Klerus, in einer seiner letzten Nummern: „Die Kirche will keine Losreißung vom Staate: in dieser Hinsicht sind die Wünsche und Meinungen der französischen Bischöfe und des obersten Kirchenfürsten so bekannt, daß sie keiner Beweise bedürfen.“

Herr von Lacretelle fürchtet ferner die politischen Gefahren, die von einer religiösen Gemeinschaft drohen, wenn dieselbe gänzlich vom Staate unabhängig ist. Er sieht mit Schrecken die Zahl der religiösen Sekten noch größer werden, und was den Unterricht betrifft, so widersteht ihm die Konkurrenz, die Herr von Lamartine vorschlägt. „Alles ist zu fürchten“, sagt er, „wenn das Staatsschiff, dieser majestätische Bau, der Frankreich trägt und sein Glück, durch neue Stürme aus dem Wege geschleudert werden sollte, den ihm eine späte und blutige Erfahrung vorgezeichnet hat.“ Da er Geschichtsforscher ist, so wundert er sich, daß Herr von Lamartine, selbst wo er über Gesetzgebung spricht, den Dichter nicht verleugnen kann; aber wenn er auch bisweilen Miene macht, die Dichter, als inkompetent, ganz vom Kampfplatze zu weisen, wird doch Herr von Lamartine mit den Geschichtsforschern nicht so hart verfahren, denn im Interesse der Meinung, die er unterstützt, sind ausgedehnte historische Studien nöthig.

Mannigfaltiges.

— Das Pariser Publikum für klassische Musik. In einem seiner neuesten Heftchen bespricht Herr Hector Berlioz die Aufführung einer neuen Symphonie von Felix Mendelssohn im Pariser Konservatorium, einer Symphonie, in welcher er „alle liebenswürdigen Eigenschaften des Geistes und des Herzens ihres Komponisten“ wiederfindet, und wobei er folgende, auch auf manches deutsche Symphonien-Publikum anwendbare Schilderung der Konzerte des Konservatoriums giebt: „Immer noch ist dies der geheiligte Zufluchtsort der eigentlichen Musik, der vermöge ihrer eigenen Kraft lebenden Musik, die weder des Wortes, noch des Tanzes, noch der zeichnenden Künste bedarf. Immer noch ist es dort, und zwar dort allein, wie wir zugeben müssen, wo die Werke der Meister würdig ausgeführt und respektvoll angehört, wenn auch nicht immer begriffen werden. Man geht nicht eben ins Konservatorium, um zu sehen und gesehen zu werden: man flattert dort nicht in den Zwischenakten, wie in der großen Oper, oder bei den Italiänern, von Loge zu Loge. Man geht dorthin aus ganz anderen Gründen: ein Theil der Zuhörer kommt aus Liebe zur Musik, aus Bedürfnis derselben, und weil sie nirgendwo anders das hören können, was sie Musik nennen; ein anderer Theil kommt, weil es sehr schwierig ist, in einem so kleinen Saale Platz zu finden, und weil es zum guten Ton gehört, eine Loge zu haben, die so viele Leute gern haben möchten, ohne sie doch zu bekommen. Jene hören zu,

empfinden, verstehen, sind glücklich, kurz sie leben. Diese hören, sehen, verstehen nichts, ennüypiren sich mit großem Orchester und verstecken die Unermesslichkeit ihrer Langeweile hinter einem saden Lächeln, das sie von der italienischen Oper mitgebracht, das für ein Anzeichen des Vergnügens gilt, aber in der Regel nur auf Leichtfertigkeit, Hand in Hand mit der vollständigsten Unkenntnis, schließen läßt. Für Letztere giebt es „charmanten Sachen“ in den Symphonien Beethoven's, „manches Gute“ noch in Gluck, man „gewöhnt sich“ an die Eigenthümlichkeiten Weber's, aber zuletzt sind es doch die neueren Italiäner allein, die Musik zu machen wissen. Diese Liebhaber der deutschen Muse wider Willen geben in der Regel wohl ihr Logen-Billet ab, wenn der Zettel die Symphonie mit Chören von Beethoven ankündigt, aber auch bei dieser Gelegenheit allein zeigen sie sich, wie sie sind. Dieses kolossale Werk ist ihnen unerträglich, sie haben nicht den Muth, es auszuhalten, ja, sie gestehen dies, und sie entfernen sich, und sie thun wohl daran. Unter jenem Publikum des Konservatoriums giebt es übrigens auch eine wichtige Fraction, die nur der Ausführung halber kommt. Nur die wunderbare Vollkommenheit des Orchesters, nicht aber das, was gespielt wird, ist es, was sie anzieht. Ob man eine Symphonie von Mozart, von Haydn, von Mendelssohn, von Schwenke oder von Beethoven ausführt, das ist ihnen ganz gleich. In ähnlicher Weise gehen die Dilettanti nach der italienischen Oper, gleichviel was man dort giebt, wenn nur die Periani oder Herr Rubini singt. Für diese Leute sind die Komponisten eine Art Handwerker, Fabrikanten von Noten, die dazu da sind, für die Ausführenden zu arbeiten, die den Letzteren nur zu oft die Sache erschweren, statt sie ihnen zu erleichtern und die man leider nicht ganz entbehren kann. Aus dieser ziemlich widersprechenden Mischung von Zuhörern ist gleichwohl das aufmerksamste, das ernsteste und das musikalischste Publikum von Paris hervorgegangen. Seit zwei Jahren beklagt es sich über die geringe Abwechslung des Repertoires, aber es sollte doch auch ein Mittel angegeben werden, um diesem Mangel abzuhelfen. Die Zahl der Komponisten schöner Symphonien ist nicht groß. Beethoven hat deren neun geschrieben; Mozart und besonders Haydn haben freilich eine größere Zahl geliefert, unter denen uns eine Wahl verstattet ist, aber der größere Theil der gewählten gleicht sich außerordentlich, sowohl durch die Form als durch Charakter und Stil, so daß in den Eindrücken, die sie hervorrufen, eine gewisse Eintönigkeit unvermeidlich ist. Unter den Neueren zählt man viele Nachahmer der drei eben genannten Meister, aber genau betrachtet ist es doch wohl besser, ein Original wieder zu hören und wieder zu bewundern, als die Bekanntheit blasser und lauer Nachahmer zu machen. Und ein Original jener Art ist auch Mendelssohn, dessen Symphonie uns das Konservatorium in diesem Jahre gebracht hat.“

— Typographische Anekdote. Die Foreign Quarterly-Review erzählt folgende interessante Anekdote, die sich auf Chateaubriand's grammatische Construction bezieht: „Im J. 1829 erhielt der Buchdrucker Pinard in Paris von dem nachmals durch das Livre des cent et un so bekannt gewordenen Buchhändler Ladvocat den Auftrag, die sämmtlichen Werke Chateaubriand's zu drucken. Jedermann weiß, daß bei der Verteilung der Typen zum Gebrauch der Setzer es nicht nöthig ist, alle Lettern in gleichen Zahlen zu liefern. Wenn z. B. die Lettern a und o hundertweise erforderlich sind, so braucht man dagegen nur sehr wenige Typen des Buchstabens z. Nachdem nun die Typen nach dem gewöhnlichen Verhältnis vertheilt waren, fing man in Pinard's Dffizin an, die neue Ausgabe Chateaubriand's zu setzen. Nach einem oder zwei Tagen aber wandte sich ein Setzer an den Faktor und verlangte neue Typen des Buchstaben a. Der Faktor drückte darüber sein Erstaunen aus; da er aber sah, daß der Setzer nicht einen Buchstaben a in seinem Kasten hatte, so gab er ihm wieder frische. Gleich darauf trat ein anderer Setzer, der einen anderen Theil setzte und in einem anderen Zimmer arbeitete, in die Stube des Faktors und erklärte, daß er alle seine a verbraucht hätte. Bei dieser Nachricht schöpfte der Faktor Verdacht, daß ein Theil der Typen gestohlen seyn müßte; doch der Setzer überzeugte ihn, daß kein Diebstahl begangen sey, und sagte, daß, wenn die Zahl der a in den gesetzten Bogen gezählt würden, sie mit der an ihn vertheilten Zahl der Typen übereinstimmen würde. Während man über diesen Punkt noch in Unterredung war, kam ein dritter Setzer und zeigte an, daß er alle seine Buchstaben n verbraucht hätte. Ueber diesen sonderbaren Vorfall erstaunt, erzählte Pinard die Sache dem Herrn Raymond, der durch seine philologische Gelehrsamkeit sich einen wohlverdienten Ruf erworben hat. „Was mag der Grund davon seyn“, fragte Pinard, „daß so viele Typen a und n bei dem Drucke der Werke Chateaubriand's verbraucht werden?“ — „Der Grund liegt auf der Hand“, erwiderte Raymond; „Sie werden bald finden, daß in dem Verhältnis, wie der berühmte Schriftsteller a und n anwendet, er auf der anderen Seite o und i spart. Chateaubriand vermeidet so viel als möglich den Gebrauch der relativen Pronomina qui und que und statt derselben wendet er Zeitwörter in der Partizipialform an, die sich auf -ant endigt. Dies erklärt hinlänglich den schnellen Verbrauch der Typen a und n in Ihrer Dffizin.“

— Eine neue Verlegerfunde. In Belgien fordern einige katholische Geistliche von den Buchhändlern, welche zur Trauung schreiten, das feierliche Versprechen, niemals wieder einen Roman drucken lassen zu wollen; man will dadurch die unmoralischen Bücher vertilgen, die der belgische Nachdruck aus Frankreich bezieht. Wie viele nachmals wortbrüchige Verleger mögen dort aber schon vor dem Traualtar gestanden haben!